

Verlag Bibliothek der Provinz

Burkhard Jahn
DER WEG AN DER SARCA
Roman

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-569-5

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Félix Vallotton, *La charrette* (Der Karren), 1911

© Gedicht: Johannes Kühn »Ich Winkelgast«, 1989
Carl Hanser Verlag München

Burkhard Jahn
DER WEG AN DER SARCA

Roman

NOCTURNE

(für Infusionsständer, Nachtstuhl und Basso Continuo)

Es hat zu regnen begonnen. Wind schlägt die Tropfen an das Fenster im 8. Stock. Minutenlang. Dann wieder Stille. Stille im Zimmer. Stille auf dem Gang. Nicht mehr lange, und ich werde nach der Nachtschwester klingeln müssen. Zweieinhalb Stunden sind das höchste, das die Blase schafft unter der Dauerinfusion, deren Leitung – augenblicklich in die Vene auf dem rechten Handrücken gelegt – schmerzt, und deren Verband gleichwohl die Hand über dem Einstich warm und straff zusammenhält.

Oh der Nachtstuhl, das furchtbare Möbel!

Das linke Bein, immer noch gelähmt, ein zentnerschwerer toter Elefantenrüssel. Manchmal in der Nacht wache ich auf aus dünnem Schlaf, spüre ein Ziehen an der Hüfte, einen Schmerz im Gelenk vielleicht, letzte Bastion der Wahrnehmung vor dem Reich des nicht mehr Gefühlten, vor jener Körpermasse, die meine Neuronen nicht mehr kennen.

Da kann ich machen, was ich will.

Versuche ich mit äußerster Konzentration, Fuß und Zehen zu bewegen, lässt ein fehlgeleiteter, ein nicht erhörter Wille allein meine Finger beider Hände sich krümmen, und ich bemerke, dass das Bein herausgefallen ist, herunterhängt vom schmalen Klinikbett. Auch deshalb muss ich immer wieder klingeln, nein: nicht klingeln – den Knopf drücken, der mit seiner Leitung vor mir hängt, herab von dem Aufziehgriff über dem Bett, über den die Schnur gewickelt ist, diesen Knopf, der mich an ein Spielzeug der Kindheit erinnert: war es bei der „Carrera-Rennbahn“, wo man so das

Spielzeugauto auf der über den Wohnzimmertisch erstreckten Rennbahn dirigierte? Tage später erst wird es mir gelingen, mit Hilfe des gesunden Beines und der Arme, deren einer an den Schläuchen hängt, das gefühllose Gewicht zurückzuziehen ins Bett.

Im Gang Geräusche: quietschende Gesundheitsschuhe der Nachtschwester, eine Tür wird geöffnet und geschlossen.

Es ist die vierte Nacht nach meiner Operation. Vierzehn Klammern unter dem Verband auf dem rasierten Schädel und an der Stelle, da die Leitungen ins Gehirn gebohrt waren, ein aufgeklebtes Bommelchen wie ein Narrenhut. Schönheit – ich nehme es beruhigt zur Kenntnis – ist mir wurscht, sie mag mit nachwachsenden Haaren zurückkommen, wenn auch der Rollstuhl nicht mehr gebraucht werden wird.

Wenn er denn einmal nicht mehr gebraucht werden wird.

In meinem Kopf rüsten sich die Dämonen zum Auftritt, rüsten sich, flackernde Lichter einer Vita vor mir aufzuführen wie Fastnachtzünfte in fackelerleuchteten Gassen. Muscheln rasseln und Trommeln dröhnen, Pfeifen schneiden die Nachtschwärze über den Zügen und taktieren die walzenden, stampfenden Schritte.

Ein Windstoß schlägt Regen an die Scheibe. Ich muss klingeln. Den Nachstuhl, bitte. Bald quietschen die Räder auf dem Linoleum, ich hänge das rechte Bein aus dem Bett, ziehe mit beiden Händen das linke zur Seite hinüber, bis auch das über der Kante hängt. Jetzt die Schultern der Schwester fassen, sie greift unter die Achseln, ich rutsche von der Kante, setze den rechten Fuß auf den Boden, hüpfte auf diesem, bis ich im rechten Winkel zum Bett stehe, halte mich weiter an der Schwester, bis sie mich hält und ich die Hände für einen kurzen Moment frei habe, ziehe die Hose meines Pyjamas herunter (nein, die Nacht-

wäsche des Krankenhauses wollte ich nicht, Stella hatte mir Schlafanzüge mit kurzer weiter Hose besorgt, deren linke Röhre ungefühl den Oberschenkel um-schließt), lasse mich zurücksinken, sitze und sage – zu Höflichkeit ist keine Zeit mehr: – so, jetzt raus! Der Harndrang unter der Infusion kommt schnell, gestattet kaum Aufschub, die Schuhe quietschen, die Tür schließt sich, und die Erlösung pütschert ins Blech der eingelassenen Schüssel. Ich kann bald den Knopf drücken, das Licht leuchtet auf, die Schwester wird, wenn sie wieder hereinkommt, den Ruf samt leuchtendem Signal stornieren.

Die Schultern der Nachtschwester sind fest und warm, ich stehe aufrecht, sie hält mich mit den Armen, ich löse meine Hände von ihren Schultern für einen Moment, gehalten von ihr, greife ich die Pyjamahose, ziehe sie hoch. Wieder die hüpfende Drehung auf dem heilen Bein, bis ich mit dem Rücken zum Bett stehe. Zurückfallen lassen, auf der Kante sitzen, jetzt mit dem rechten Fuß unter den Unterschenkel des fremden, toten, schweren, mir nicht mehr gehorchenden Beines – schnell hatte ich unter Anleitung diese Selbsthilfe im Umgang mit meiner Gelähmtheit gelernt – ich lasse mich mit dem Rücken auf das Bett fallen, und das linke Bein ist oben. Die Schwester ordnet die Decke, wünscht gute Nacht und geht.

Und da liege ich wieder. Auf dem Rücken, nicht müde, nicht wach, nur für eine Weile entspannt, mit befreiter Blase.

Dreizehn Tage nun her, dass sich mein Leben veränderte. An jenem Samstag morgen, da ich nach Basel fahren würde, um das Abschlusskonzert einer jungen Sängerin anzuhören, war nur ein irritierendes Gefühl im Bein zu spüren gewesen, ein Schatten, Ahnung nur einer Fremdheit, die das Selbstverständliche des Gehens und Regens in einen fast unbewussten Gedanken von neurologischer Störung verschob und das ich mir leichthin erklärte mit langer Schreibnacht und zu wenig Schlaf.

Drei Tage später erreichte ich die Notaufnahme nur noch auf einen Stock gestützt und vom Schwager gehalten. Das Suchen begann. Auf's Knie wurde geklopft mit dem Hämmerchen – Karikatur der ärztlichen Untersuchung bei der Suche nach dem putzigen Reflex. Jetzt fehlte er. Jetzt war es kein Witz mehr: das Hämmerchen aus dem Arzt-Cartoon.

Drei weitere Tage später ist die gesamte linke Seite gelähmt und man fragt schon, ob ich auch im Gesicht etwas merken würde. Bis dahin war nichts gefunden, alle einschlägigen Werte militant gesund. Erst am vierten Tag das MRI vom Kopf.

Und da war es dann: groß wie eine Fünf-Franken-Münze, drei Zentimeter tief im Gehirn sitzend. Ein Schreckensbild mit Möglichkeiten.

Ich hatte Glück. Es war nur ein Abszess. Eiterbeule, durch die Blutbahn in die Birne gewandert. Dort auf den Homunkulus drückend.

Da also ist es: das Männchen in mir, das mich gehen lässt. Jetzt ist es halb erdrückt.

Das wundert mich nicht: waren mir dann nicht schon lange „die Beine unter dem Arsch weggeschlagen“? Konnte ich denn nicht schon lange „nicht mehr auf eigenen Beinen stehen“, stand ich denn nicht schon lange „mit beiden Beinen nicht mehr auf dem Boden“? Und wo ich später im Tagebuch der letzten Jahre von diesem Überfall durch die Krankheit lese, wie oft nicht war zu erfahren, wie gelähmt ich mich fühlte, welche Lähmung mich an der Aufrechterhaltung eines halbwegs bürgerlichen Lebens hinderte?

Oder hatte die Eiterbeule nicht einen Namen gehabt? Unheilsgewächs versinnbildlichter Konfrontation: Mutation des Zeitgeists ins Eiternde?

Nächte auf dem Rücken, allenfalls auf der Seite. Dass ich trotz Infusionsleitung – sei sie am Unterarm, am Oberarm oder auf dem Handrücken mit der nadeldünnen Kanüle in

die Ader gedrückt – dennoch mit dem Kopf auf dem Arm liegen kann, in den embryonalen Verkrümmungen meiner jahrzehntelang „gesunden“ Nächte, hatte ich schnell herausgefunden. Tatsächlich schlafe ich in den ersten Tagen nach der Operation nicht nur nachts relativ fest, auch am Tag dämmere ich oft vor mich hin, muss das Lesen oder eine Unterhaltung mit einer mich besuchenden Person abbrechen.

Wenn ich liege und der Kopfteil des Bettes ist wieder in die flache Position zurückgestellt, sehe ich den Fensterausschnitt als reines Himmelsbild. Quadratische Abziehbilder des herrschenden Wetters: Mal ein Blau-Rosa-Pastell mit leichter luftiger Wolkenzeichnung, und immer wieder ist der Ausschnitt auf sanfteste Art ein abstraktes Bild, unaufgeregte Farb- oder Unfarbtafel, auch schon mal eine Spielwiese selbstbewusster Grautöne. Das Morgensonnenlicht auf meiner Fenstervedute vom Schreibtisch aus schön, mal Ouvertüre eines Gluttages – ein Protzen im Ultramarin – mal unspektakulär, und die zarte Bläue läuft in der Ferne in sanfte Schleier, in sanftes Gewölk aus.

Manchmal kommt der Rettungshubschrauber, der keine 40 Meter von meinem Kopfende entfernt auf dem Dach des Nachbargebäudes landet. Selten auch nachts, und das Crescendo der herannahenden Rotoren füllt Luft und Schlaf bis zum Platzen, in mein Erwachen faltet der Lärm seine Flügel zusammen, letzte Schläge der Rotoren, dann Stille. Bis einige Minuten später der Motor wieder anspringt, die Drehzahl bis ins Pfeifen steigt und mit dröhnendem Hämmern, mit stürmischem Wind, der den Staub des Sommers hochpeitscht in Wellen wie einen hektischen Zugvogelschwarm und der die Haare und Kleider der auf der Plattform zurückbleibenden Pfleger und Pflegerinnen flattern lässt, mit jähem Fortissimo, wenn er die Front meines Fensters passiert, frisst sich der Helikopter wieder in Nacht, in Höhe, in Auftrag und Ziel.

Was wäre gewesen, hätte ich nicht zehn Jahr zuvor eine Zusatzversicherung abgeschlossen, der ich das Einzelzimmer, das großzügige Bad mit der Rollstuhleinrichtung, ein wohl dosiertes Alleinsein und die Entscheidungshoheit über Besuch und Geselligkeit verdanke? Alle meine nächtlichen Zurichtungen, meine Besuche und Gespräche, mein Schreiben und Lesen, mein Essen und Grübeln, alle Vertraulichkeiten und die Körperpflege an meinem unbeweglichen Leib, alle manchmal langwierigen Versuche, noch eine intakte Vene zur Infusionsaufnahme zu finden, mein Umladen auf den Rollstuhl, mein Transport zur Toilette – an die Möglichkeit der Verpflichtung zu Schüssel und Flasche, die mir erspart blieb, will ich nicht denken! – das alles im Gemeinschaftszimmer, ausgeliefert fremden Gerüchen, grobgestreiften Bademantelfrottees, Radiogeplärr und TV-Flimmern, Familienbesuchen in fremden Sprachen, nächtlichem Schnarchen, knarrenden Flatulenzen und dunklen moribunden Diagnosen, denen sich unglaublicher Optimismus verspannter Verwandter zäh und überdreht entgegenstemmt? – Nein, ich weiß nicht, wie ich es durchstehen könnte.

Halte ich fest: ich werde es überstehen, es wird ein Leben nach dem Spital geben, möglicherweise gar eines ohne Rollstuhl.

Gleichwohl: Das mag ja was werden!

Und die Narrenzünfte rücken heran.

SELBSTFINDUNG, UNGENAU

Oh, das fällt mir dermaßen auf den Wecker, dass diese ständig gutgelaunten karibischen Nutten in Zürich ewig das Fenster aufreißen und in jener Weise züngeln, die sie für den Inbegriff der Erotik aus dem Blickwinkel eines helvetischen Versicherungsangestellten halten, nur weil ich mit einem Aktenkoffer am linken Arm durch den Kreis 4 gehen muss! Und ich komme mir sowieso immer schon blöd vor mit einem Aktenkoffer, mag er auch noch so businesslike sein. Da hätte doch wenigstens die Adresse meines sittlich einwandfreien Besuchs im verrufenen Viertel eine andere als ausgerechnet die der „Dienerstraße“ sein können! Schlechtes Omen? Bin ich nur noch selbst ein Diener, gedeckelt und gedemütigt?

Also die Nutten halten mich für so was wie einen Vertreter auf Akquisitionstour oder einen Beamten der städtischen Elektrizitätswerke, dem – ihrer Vorstellung nach – jetzt von jämmerlich schlecht gespielten, verbalen Animationen begleitete, fragwürdige Handhabungen sensationelle libidinöse Erfahrungen zwischen zwei Terminen trockenster Thematik bescheren würden.

Kurz: ich bin ziemlich tief in meiner Wirkung auf außenstehende Personen gesunken. Und jetzt gehe ich auch noch zum Hauptquartier eines Internet-Radios mit flächendeckender kultureller Ambition, um ein altmodisches Projekt zu besprechen, das – meinem eigenen Vorschlag folgend – ausgerechnet die deutsche Gedichtsammlung meiner Oberstufen-Gymnasiumszeit betrifft, was nun nicht gerade die Speerspitze der Avantgarde darstellen kann.

Doch welche Herzenssache kann das schon?

Dabei hatte alles mal besser angefangen, aber hier jetzt einen Leporello voller missglückter Lebensentwürfe aufzuwirbeln, ist nicht Zeit noch Ort. Nur so viel: mein ganzes Leben schon steht unter einem Unstern, der mit jenem Moment am Firmament aufschien, da meine Eltern auf die fatale Idee kamen, mir den Vornamen Wolfhard zu geben, wo doch hätte klar sein müssen, dass der Familienname Peter – ausgerechnet Peter! – die Zerhackung einer nur irgendwie homogen gearteten Identität nach sich ziehen musste.

Selbst die Rentenversicherung führte mich jahrelang unter „„Wolfhard Komma Peter““ und schrieb mir so lange unter der Anrede: „Sehr geehrter Herr Wolfhard“, bis ich einen letzten Versuch der Korrektur telephonisch unter Beteuerungen unternahm, der Herr PETER zu sein und nicht der Herr Wolfhard. Redend wie mit einem schwerhörigen Neunzigjährigen, prononcierte ich mir die Lippen halb wund, indem ich der schweizerischen Versicherungsverwaltungskraft die Verteilung meines vollen Namens auf Vor- und Nachname aus-ein-an-der-setz-te, um nach Minuten geduldiger Deduktion von der Gegenseite in titanenhafter Borniertheit zu hören: „Daas isch doch sicherr umgekehrt!“, worauf mein Einwand, ich müsse doch nach über 50 Jahren wissen, wie ich heiße, mit dem entwaffnend freimütigen „Ja, daas isch au wiederr waahr“ quittiert wurde.

Kreis 4 im Großstädtischen, das die Schweiz zu bieten hat, soll nun also Schauplatz einer Geschichte sein, die sieben Seiten nicht überschreiten soll und nur im „Urbanen an sich“ ein von weit her flüsterndes Echo Walter Serners erahnen lassen mag. Gut. So hatte ich es mir vorgenommen, weil das ein literarisches Preisausschreiben in diese raunende Indifferenz gekleidet hatte,- voraussichtlich, um auch das entlegenste Gefasel literarisch ambitionierten „Hortners“ (vulgo: Kindergärtners) a priori noch in die Begründbarkeit der Preiszuerkennung zu befördern.

Sollte möglich sein, denke ich noch, da statt der erwarteten Dienerstraße eine andere erreicht ist, die ich nicht erreichen wollte. Aber hier jemanden ansprechen? Nein, den letzten Rest souveräner Selbstverständlichkeit – eben kreuzt eine löwenmähnige Jamaikanerin meinen vollkommen missverstandenen Weg unter werbendem Blick – will ich mir bewahren.

Oh dieser Aktenkoffer! Inbegriff sexueller Bedürftigkeit, die allein durchs Kommerzielle noch bedient werden kann! Früher, ja früher, da hatte man mich an der holländischen Grenze, hinter welcher unmittelbar die Paradiesgärten der rot beleuchteten Schaufensterstraßen ins Atemberaubende wiesen, noch gefragt, ob ich nicht „Handfeuerwaffen“ bei mir führe, und mit Kennerblick das Handschuhfach des Porsche geöffnet, den mir glückliche – längst vergangene – Umstände gestattet hatten. Bart hatte ich damals getragen und schwarzen Nadelstreifenzweireiher, schwarzen Rollkragenpullover, Sonnenbrille und ein goldenes Kreuz an goldener Kette. Und kindische Freude im Herzen, von professionellster Seite mindestens für einen dödelprotzenden Zuhälter gehalten worden zu sein.

Und jetzt Kreis 4 in Zürich, graue Haare, Aktenkoffer, altmodische Kultur im Sinn. Gedichte gar. Und so viel ist klar: wieder täuscht mein Phänotypus, wenn auch in gänzlich andere Richtung als damals.

Ja, damals.

Damals war's, in Duisburg, in jenem Stadtteil, der zu einigem Fernsehruhm gelangt war, weil Äquivalenz dringend gebraucht wurde: zur Bronx, zu Londoner Docks mit leeren Lagerhäusern ausgestorbener Ware, ausgestorbenen Handels („East India Tea Company“ oder „Voigtländische Dampfturbinenarmaturen-Fabriken Carl Philipp Meyer und Cie.“), in die der Wind durch zerborstene Fensterscheiben um aufgelassene Lagerstätten verwehten Menschenstrandguts heult oder zu sonstiger Szenerie, wo dekorative Ratten um die Mülltonnen in stilsicherer Furchtlosigkeit schnüren,

wenn zerbeulte Chevys sich nähern oder die Heulhörner unter rotem Polizeilicht.

Den Lolli im Mund entstieg einst Kojak dem reifenqualmenden Streifenwagen, und wie Trost und Traulichkeit einer besseren Welt jenseits des rechtlosen Rattenlandes stand sein maßgeschneiderter Anzug im smogverschleierte[n] Licht dieses leprösen Gliedes der Neuen Welt.

Nun, Schimanski trug lieber seine Feldjacke, wenn er durch sein Revier belferte, das ja so voll war von dieser „Äährlichkeit“, die sich als folkloristische Sitte und Saga durchs Ruhrgebiet zieht, etwa so, wie die Böhmen lauter lustige Musikanten sind, zu deren Takt in der Volksmusiksendung ein verbiestertes übergewichtiges Publikum die massigen Arme an den Händen zusammenschlägt unter unbeweglichen Mienen, als gelte es, schwere vaterländische Akkordarbeit in düsterer Pflicht zu leisten, unten in den tiefen Kellern der Munitionsfabriken, in alten Kalibergwerksschächten vielleicht, während oben unter dem rotglühenden Himmel Kassel längst brennt, Krauss-Maffei, Henschel und Junkers.

Halten wir mal fest, ich habe mich gerade verlaufen, der Weg zur Dienerstraße wird länger dauern, und aus meinen Gedanken bringt mich eben ein riesiger Flachbildschirm, drinnen in einer nachmittagsträgen Nuttenbar, zu der die Tür aufsteht. – Michael Jackson. Gestern ist er gestorben, und sein Tod hat ihn mir näher gebracht als sein Leben. So geht's mir oft: vor lauter Ekel vor dem Zeitgeist nehme ich selbst das Grandiose erst im Nachhinein wahr. Jetzt habe ich grenzenlose Bewunderung, vermischt mit warmem Mitleid, für den Pappmaché-Homunkulus, schrägster Phantasie entsprungen und ausgesandt, grotesksten Irrsinn in weltweiten Pubertätswahn zusätzlich einzukleben. Und ich denke bei mir, dass die grandiose Perfektion, die doch eigentlich eher ins Altmodische weist, erst durch die militante Travestie des zurechtgebleichten, zurechtgeschnittenen, zwitterhaften Puppenwesens das Phänomen des Welt-

wunders erfüllen konnte. Ja, sentimental geworden, glaube ich: dieses Fabelwesen hinter der grotesken Werbemaschinerie, das ein eingewickelter Baby-Imitat unter den Augen der Bodyguards von der Limousine zum Hoteleingang trug – den Mundschutz vor dem geheimnisvoll bedrohten Gesicht – war wirklich eine liebe Seele, auch wenn die Werbemethoden der untergegangenen Vorkriegszirkuswelt (der geheimnisvolle maskierte „Mister X“!) hier ins Megalomanische getrieben worden waren.

Zuvor in der Straßenbahn: tönende Handynutzer warfen Lautkot ins Kommune, die neue Welt ausschreiend wie alten Fisch am Marktmitag. Und ich in meiner sich auflösenden Identität suche die Dienerstraße im Zürcher Kreis 4 unter Vortäuschung zielgerichteter Schritte.

Irgendwie segele auch ich als Außerirdischer durch die Welt. Meine Auftraggeber kleiden mich immer wieder neu ein, und ich weiß nicht, in welcher spiritistischen Sitzung ich bald erwachen werde, ach, in welcher wiederum anderer Epiphanie.

Oh damals in Duisburg, an einem trostlosen Novembersonntagnachmittag 2001 war ich auf einsamem langen Spaziergang plötzlich ins beklemmend verödete „Vergnügungsviertel“ des Hafens geraten, und ehe ich mich versah, stand ich vor dem kleinen toten Eckhaus, diesem vergessenen Ruderboot, das noch den Namen trug am verblätternen Bug, den niemand mehr durch die glitzernden Wellen eines sommerlichen Sonntagnachmittags rudern würde: ein geschlossenes, längst vergessenes Striptease-Lokal: „Femina Bar“ war noch zu lesen, aber in den kleinen Schaufenstern hefteten keine Photos mehr auf samtigem Stoff. Nur ein Fenster, ein Fenster trug noch die Annonce: schwarze schöne lateinische Papplettern auf rotem Grund, akkurat wie die Schönschrift eines Kunststudenten der 50er Jahre, der sein Taschengeld verdient mit kalligraphischer Beschriftung der Angebotstafeln des Kolonialwarenhändlers.

Hier aber war zu lesen:

„Junge Damen finden hier stets gute Verdienstmöglichkeiten!“

Werfen nicht Klang und Widerhall dieser Worte eine jähe Magenwooge der Sympathie ins vom Weltekel, von Weltverachtung vergiftete Gemüt? Muss hier nicht stauend gedacht werden des verschollenen, vergessenen, verkommenen Betreibers des Etablissements? Ist es nicht so, als habe das Sprachlehrbuch meiner Schulzeit, der „Rahn-Pfleiderer“, einen geschliffenen Aufruf zitiert, mit dem 1914 humanistisch bewegte Adelsfräulein zur Mitarbeit im Roten Kreuz angehalten worden waren?

Und dann das biedermeierliche „stets“! Welch bodenständige Zuverlässigkeit liegt in dem Wort! Wie viel puritanische Bescheidenheit liegt im „gute Verdienstmöglichkeiten“! Das ist geordnet. Das ist gerecht. Hat hier nicht die Arbeit noch Würde? Hier wird der Brave nicht mit trügerischen Schätzen überhäuft, hier wird nicht das unmündige Kind zum Hungerlohn in die Bergwerke geschickt, hier nicht die lungenkranke, rachitische Dostojewski'sche Dirne ins Verderben gebracht, nein: hier wirkt die Demut vor dem Werk, und der Lohn ist ein reinliches Stübchen, am Sonntag gar im Ofen ein Schweinebraten.

Junge Damen finden hier stets gute Verdienstmöglichkeiten. Nun, ich selber fand schon länger keine guten Verdienstmöglichkeiten mehr.

„Hier ist der automatische Anrufbeantworter von Radio unart 04, dem frechen Kulturfunk im Netz. Unsere Redaktion ist momentan nicht besetzt, sie können aber ...“

Also ist nichts mit nach dem Weg fragen. UN-ART! Sowohl wie „unartig“ als auch wie „United Arts“.

Ja, ich habe mich verlaufen. Auch hier, an dieser Kreuzung beginnt keine Dienerstraße. Ich erkenne nur die Kapelle, die, komplett schneeweiß renoviert, gestern in der

Zeitung abgebildet gewesen war. Die ganze Westseite ist jetzt mit Graffiti bedeckt, die Farbe kann noch gar nicht trocken sein, ich sehe in schwarzen, violetten und giftgrünen Tönen ineinander verschachtelte monströse Köpfe und gezackte Gliedmaßen von Ungeheuern und dazu den Schriftzug „To fuck with benediction is catholic sience fiction“.

Und um die Ecke der dicht bemalten Wand herum bis auf die neue Holztür reicht ein anderer Schriftzug: „Lieber kaltes Faschiertes als schwule Faschos“ und „Faschos raus!“.

Nun, Letzteres schien gelungen. Zumindest im Moment waren keine zu sehen.

Freilich auch nicht die Dienerstraße, und ich beginne zu ahnen, dass sich wiederum das enigmatische Gesetz meines Lebens zu erfüllen beginnt: die rätselhafte Stereotypie des Verschwindens vermeintlicher Perspektiven. Und so wird mein Gang durch das plärrende Viertel, in das die Bässe der Stereoanlagen aus geöffneten Autofenstern schlagende Wetter vorbeischicken, willenlos unter der Vortäuschung von Zielgerichtetheit und Entschlusskraft. Eben passiere ich das Gasthaus „Alpenrösli“, Inhaber Goran Sipicic, und lese ein Schild im Fenster, schwarz ausgeschnittene Versalien auf rotem Pappgrund: „Ganzjährig Metzgete“.

– Inflation des eigentlich Saisonalen. Aber warum sollte es hier anders sein, wo auch der Spargel ins Uferlose des Jahres schießt. Und mir fällt gleichzeitig ein Kuriosum ein, auf das ich im Internet stieß: die Website des „Vereins zur Förderung des Ansehens der Blut- und Leberwürste“. Ein atemberaubender Vers ist da zu lesen, wohl das hymnische Motto der kuriosen Spaßvögel:

„Es spritzt das Blut und quillt die Leber,
wohl dem, der Wurst und Wein vereint!
Die Sau sei unsrer Säfte Heber,
wenn kalt der Mond aufs Gasthaus scheint.“

– Muss man erstmal drauf kommen. Und in welche Polanski-hafte Szenerie die letzte Zeile das Geschehen bringt, wo zu allem auch noch die Sau unserer Säfte Heber ist! Das so kalt mondbeschienene Gasthaus kann nur auf einer transsilvanischen Hochebene stehen und den nächtlichen Reiter mit seinem Anblick erschrecken.

Peepshow, Caribbean Bar, Black Jack und Baccara, und eben drängt sich schnell näher kommend ein Rettungswagen ins Gehör, reißt an den Nieren, da er vorbeisaust, biegt um die nächste Ecke und verstummt.

Und wie von Höherem gelenkt ist mir der Weg gewiesen. Dienerstraße. Weiter hinten flackert das blaue Licht des nun stehenden Notarzwagens. Auf dem Trottoir eine schwarze Traube von Menschen. Kurz davor der Eingang von Haus Nummer 97. Die Tür ist zu. Auf einem improvisierten Pappschild – ja: schwarze Lettern auf rotem Grund – lese ich:

„Radio unart 04 setzt für unbestimmte Zeit aus technischen Gründen sein Programm aus. Das Büro bleibt bis auf Weiteres geschlossen.“

Blöd. Irgendwie komme ich immer zu spät.

IM SPITAL

Man macht sich Sorgen um mein Gehirn. Dezent prüft man schon mal mein Gedächtnis. Das bringt im Beisein der mir sehr angenehmen jungen Assistenzärztin ein mystisches Erlebnis. Ich sitze halbseitig gelähmt also im Zimmerrollstuhl, durchaus in reduzierter Vitalität und Wachheit, und unter einigen Gedächtnisprüfungen gibt Stella das Stichwort „Hamlet“.

Sternstunde. Nie wieder werde ich meinen alten Lieblingsmonolog so sagen können, wie es mir in diesem Moment gelang:

„Ich bin gleich bei Euch. Geht ein wenig vor ...

– Jede Gelegenheit klagt gegen mich
und spornt die träge Rache. Was ist der Mensch,
wenn all sein Glück, die Nutzung seiner Zeit,
nur Schlaf und Essen ist? – Ein Vieh. Nichts mehr.
Sei's nun viehische Dumpfheit oder scheues Zaudern,
– ich weiß nicht, warum ich immer sag: dies ist zu tun,
und hab doch Kraft und Willen, Mittel, um es zu tun.
Beispiele – handfest – mahnen mich: etwa dies Heer,
so mächtig und bedeutend – geführt von einem
weichen, zarten Prinzen, sein Geist geschwellt von
göttergleichem Ehrgeiz – verlacht den Ausgang,
der im Dunkeln liegt, und wirft, was sterblich ist
und sehr gebrechlich dem Spiel des Glücks hin,
der Gefahr, dem Tod für eine Eierschale.
Wie steh dann ich, dem man den Vater schlug,
die Mutter schändet, der aufgereizt wird von
Vernunft und Blut, und alles schlafen lässt!
Ich seh beschämt den drohenden Tod

von zwanzigtausend Mann, die für ein Spiel des Glücks,
ein Gaukelbild, das Ruhm verspricht,
ins Grab gehn wie ins Bett. Für ein Stück Land,
auf dem so viele gar nicht fechten können!
Das nicht genügend Raum für Gräber hat, Erschlagene
zu bergen.
Jeder Gedanke soll von nun an blutig sein,
sonst ist er hohl.“

(Übersetzung: Wolfgang Swaczynna)

Ich – ein in die Jahre gekommener Hamlet – im Krankenhausbett, die Rückenlehne leicht aufgestellt. Die Gesichtshaut von Psoriasis gezeichnet, die Haare auf dem Kopf – strähnige Randzonen ausgenommen – abrasiert, oben auf dem verbundenen Schädel auf der vernähten Operationswunde, wo eine kreisrunde Scheibe herausgesägt gewesen war und die wieder festzuwachsen hatte, als Krönung meiner nun psychotischen senilen Lear-Erscheinung ein idiotisches Bommelchen aus Mull.

Narrenkappe.

Neben dem Bett die Assistenzärztin und Stella.

Und doch hatten die vielleicht 85 Sekunden des Shakespeare-Textes Ort, Zeit und Wesung der Individuen aufgehoben. Ich einsam auf öder Heide, Rosenkranz und Gildenstern eben gegangen, während in der Ferne das Heer von Fortinbras in dumpfer zwanzigtausendköpfiger Drohung den Boden des Landes im Crescendo des Heermarsches erschütterte.

„Ich bin gleich bei euch, geht ein wenig vor!“

Natürlich war ich vollkommen bei Verstand gewesen, als an jenem Freitag der Chirurg zu mir kam und mir in Ruhe erklärte, um was es ging. Er hatte klar gesagt: er hoffe, dass es ein Abszess sei, freilich sei die andere Möglichkeit ein Tumor und an der Stelle mehr als problematisch. Wobei ungeklärt sei, ob gut- oder bösartig. Die dritte Möglich-

keit: Metastase eines Tumors, den man bis dahin noch gar nicht entdeckt hätte.

Und der Gewissenhafte machte mich auch darauf aufmerksam, dass es, wenn er sich auch nur um Bruchteile von Millimetern vertun würde, zu irreparablen Schädigungen im Gehirn kommen könne.

Das alles vernahm ich mit klarstem Verstand. Und dennoch war ich nicht im Entferntesten ängstlich oder bedrückt.

Gespensische Narrenzunft am Morgen der Operation: entschlossene Schritte um das rollende Bett, quietschende Gesundheitsschuhe, ernste Entschlossenheit, furchtsame Blicke der Entgegenkommenden auf die verstörende Hauptfigur, die den Tod in sich wie ein Zepter trägt, König und Schmerzensmann in rollender Sänfte: ich.

Die Intensivstation als Aufwachraum. Verblüffenderweise hat das Zimmer, in dem ich aufwache, neben meinem Bett eine bis zur Erde gehende Fensterfront, durch die ich auf eine grüne Parkanlage – Bäume und Rasen – sehe. Im Aufwachen höre ich Stella, die mir als erstes sagt, dass alles gut, dass das erschreckende Gewächs in meinem Hirn nur ein Abszess und dass man sehr erleichtert sei.

Der Pfleger auf der Intensivstation, der sich mir nach dem Aufwachen vorstellt und der bei mir bleiben sollte, bis ich am Abend in mein Zimmer zurückgebracht werden konnte, ist ein Meister an Professionalität und Fürsorge. Halbseitig gelähmt wie ich bin, findet er dennoch Wege, mich besonders bequem zu betten, stabilisiert meinen Rücken mit Kissen und meine Seele mit Optimismus.

Herr Raiser.

Ich mache mir zum Ehrgeiz, seinen Namen sofort fest einzuspeichern, obwohl eben erst erwacht. Ich denke an den „Anton Reiser“ von Karl Philipp Moritz und an dessen Propagandisten Arno Schmidt. Eine – zugegebenermaßen – etwas elitäre Lernhilfe!

Ansonsten Clownereien auf der Intensivstation. Auf dem Kopf das Bommelchen.

Die Euphorie des Davongekommenen.

*

6. Juli, 8 Uhr: „Morgenwerte: 120/70, Puls 60, Temperatur 36,9. Also die tagelangen 36,5 einmal leicht überschritten.

Dafür, dass ich so gesund bin, bin ich ganz schön krank!

Ganz gut, relativ viel geschlafen. Aber es ist eine Qual. Dieser furchtbare Umstand jedesmal für WC und die Körperpflege. Dieser schreckliche Infusionsbaum, der überall hin muss. Zu Untersuchungen fahre ich derart, dass der Baum vor dem Rollstuhl steht, also mitgeschoben wird, während ich ihn mit einer Hand halte. Auf meinem Schoß liegt dann die dicke Akte meiner Unterlagen. Bei solchen grotesken Fahrten sollte ich noch einen Hut mit Feder tragen und eine Narrenpfeife, bei der sich beim Pusten eine lange Papierzunge entrollt!

Ach – und die Thrombosestrümpfe! Noch muss ich sie Tag und Nacht tragen ... Jede Erleichterung sehne ich herbei. Und wirklich: der linke Arm ist deutlich besser, erstmalig kann ich mit der linken Hand beim Schreiben wieder das Tagebuch halten. Auch im linken Bein Fortschritte ... weiterhin grauer Himmel, grauer Himmel. Beklagenswerter Unsommer!

Gesichtshaut und Haare sind in furchtbarem Zustand – Psoriasis, Rötungen, Trockenheit. Furchtbar das Loch in den Haaren über dem „Bohrloch“. Wird, muss alles wieder gut werden. Werde ich nach der Heilung gealtert sein? Werde ich mich mit dem, der ich war, noch identisch fühlen?

Und immer wieder dieser eine Weg: in nächtlicher Grübeleien gesehen, im endlich gefundenen Schlaf gegen Morgen

geträumt, in Tagträumen vor melancholischen Augen, wenn ich aus dem Zimmerrollstuhl auf Dächer und Hügel und Wolken und Himmel sehe.

Die Wanderung an diesem Frühlingstag, vier Jahre zuvor in Norditalien. Neben dem Weg der Fluss, in der Luft die Rufe der Kuckucke, selten ein Mensch, mein Gehen unbändig, gefräßig, glücklich, unendlich leicht. Leicht wie Flug und Tanz. Oh glücklicher, unvergessener Weg!

Wie sehr habe auch ich meine „heiligen Orte“, wo mir niemand das über die Vernunft gehende und so viel Ruhe und Kraft gebende Empfinden absprechen kann! Wie vielen gewanderten Wegen verdankte ich ein tiefes Glück.

Und dieser Weg ist es, an den ich immer denke mit der bangen Frage, ob ich ihn wohl je wieder würde gehen können, jetzt, da ich halbseitig gelähmt im Krankenhaus liege.

Burkhard Jahn, 1948 geboren in Hildesheim. Schauspielausbildung, Studium der Germanistik und Kunstgeschichte in Hamburg. Schauspieler, Regisseur, Theaterleiter und Drehbuchautor.

Nach Veröffentlichungen von Libretti, Erzählungen, feuilletonistischen Artikeln und Lyrik und dem Erscheinen seines Gedichtbandes „Himmelblauer November“ im Jahr 2015 folgt nun mit „Der Weg an der Sarca“ sein erster Roman.

Er lebt in der Nähe von Zürich.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien